

Wie wir Identitäten ausbilden

Ambivalenzen fordern heraus

Tag für Tag können wir erleben, wie spannungsvoll und zwiespältig soziale Beziehungen sind. Tiefer zu bedenken, was mit Ambivalenz gemeint ist, kann dazu beitragen, unser Zusammenleben in Familie, Arbeit, Gesellschaft und Kirche sowie uns selbst besser zu verstehen. **VON KURT LÜSCHER**

Wer kennt es nicht: Das Schwanken zwischen Tun und Lassen im Kleinen und im Großen, das Auf und Ab von Nähe und Distanz in sozialen Beziehungen, das Zögern im Umgang mit dem und den Fremden, das Zweifeln in Fragen der Religion und des Glaubens! Wir beschreiben uns und andere unter diesen Umständen als „ambivalent“. Zwiespältige Spannungsfelder dieser Art sind auch ein Thema in der Seelsorge, beispielsweise in Beziehungskrisen von Paaren oder im Blick auf Verpflichtungen erwachsener Kinder gegenüber pflegebedürftigen Eltern. Von Ambivalenzen ist ferner beim Betrachten eines Bildes, beim Lesen eines Romans und beim Urteilen über einen Film die Rede.

Wie so oft, lohnt es sich auch in diesem Fall, das Alltägliche zu hinterfragen. Ein vertieftes Bedenken, was mit Ambivalenz gemeint ist, vermag dazu beitragen, unsere Beziehungen und unser Zusammenleben in Familie, Arbeit, Gesellschaft und Kirche sowie uns selbst besser zu verstehen (vgl. *Walter Dietrich* u.a., *Ambivalenzen erkennen, aushalten und gestalten*. Theologischer Verlag, Zürich 2009). Die Tatsache, dass wir Menschen Ambivalenzen erleben, erfahren und gestalten können, verweist – gerade in der Gegenwart – auf grundlegende anthropologische und theologische Themen, insbesondere auch solche

der Pastoral. Das Erkunden des Ambivalenten ist deshalb praxisbezogenes Philosophieren.

Sich wissentlich auf Ungewissheiten einlassen

Für ein systematisches Verständnis bietet sich auch in diesem Fall die Etymologie an. Das Wort Ambivalenz setzt sich – vereinfachend gesagt – aus zwei Teilen zusammen: *ambi*, was vorab „zwei“ bedeutet (und Wurzeln im Griechischen hat) und dem Lateinischen *valere*, was auf „bewerten“ verweist. Es ist ein Kunstwort, das der Zürcher Psychiater *Eugen Bleuler* (1857-1939) in die Wissenschaftssprache eingeführt hat. Man kennt sogar Ort und Zeit der ersten öffentlichen Diskussion darüber: die Ordentliche Winterversammlung des – in der Begrifflichkeit jener Zeit – Vereins Schweizerischer Irrenärzte am 26. und 27. November 1910 im Berner Universitätsgebäude. Thema war der sogenannte Negativismus, die Unmöglichkeit zu tun, was man will, im Kontext der Diagnose von Schizophrenie (ebenfalls eine Wortschöpfung).

Auf verschiedenen Wegen fand das Konzept Eingang in andere Disziplinen, in den Alltag und in andere Sprachkulturen. Es ist dem wesentlich älteren Wort „Ambiguität“ familienverwandt. Die beiden Begriffe haben Gemeinsamkeiten

und werden bisweilen gleichgesetzt. Doch meistens wird unter Ambiguität Mehrdeutigkeit verstanden, während bei Ambivalenz das Gegensätzliche im Vordergrund steht.

In dieser Perspektive lässt sich auch das analytische Verständnis weiter entwickeln. Ein wichtiger Bezugspunkt sind die vielen Traditionen des Denkens in Dualismen in den großen Erzählungen über Gott und Mensch, das Gute und das Böse, Lieben und Hassen sowie fundamentale Unterscheidungen wie jene von Natur und Kultur sowie Denken und Handeln. Das Ambivalente, hier benutzt als Sammelbegriff, gewinnt an Kontur, wenn sich die Aufmerksamkeit auf das dynamische Spannungsverhältnis, das Ringen und Durchdringen, das Vermengen und die Versuche des Unterscheidens richtet. Die Alltagssprache bietet dafür eine Formel: Das Spiel der Ambivalenzen – im Denken, Reden und Handeln – beginnt mit dem Sowohl-als-auch als Gegenteil des Entweder-oder. Man kann es auch logisch provokativer formulieren: Ambivalenz stellt das *tertium non datur* in Frage, beinhaltet ein pragmatisches Zweifeln am Satz des ausgeschlossenen Dritten. So zwingend er formal-logisch ist – im Leben erfahren die Menschen, dass es oft ein Dazwischen gibt, sie sich Alternativen vorstellen können und einen „Möglichkeitssinn“ zu entwickeln vermögen.

Allgemein formuliert: Die Tragweite des Ambivalenten erkunden heißt, sich wissentlich auf die Ungewissheiten darüber einzulassen, wie Menschen in der Praxis des Lebens fühlen, denken, reden, handeln und ihre Lebenswelten wahrnehmen: eben oft widersprüchlich, irrational, unverständlich, kontingent, beängstigend. Man kann auch sagen, es gehe um ein fundiertes pragmatisches Philosophieren alternativ zum Cartesianismus, mithin zur Maxime des *cogito ergo sum*.

Dafür sind zwei Postulate wegweisend. Das ist erstens die Annahme, dass der einzelne Mensch in seiner Personhaftigkeit, mit anderen Worten: seiner personalen Identität, von den anderen Menschen gleichzeitig sowohl als einzigartiges Subjekt als auch als Sozialwesen verstanden werden kann und über Fähigkeit verfügt, sich – dezentriert – mit den Augen der anderen im Spannungsfeld eben dieser beiden Dimensionen zu sehen. Zweitens ist dieses Erleben und Erfahren in stetem Fluss. In Wörtern, Begriffen und Erzählungen nimmt es Gestalt an und steht – im Sinne von *différance* (Jacques Derrida) – zugleich wieder zur Disposition. Das Geschriebene bedarf des Interpretierens, um Bedeutung zu erlangen. Jede Zuschreibung spannt einen reflexiven Bogen zu ihrem Gegenteil.

Darin kann man den Nährboden für Ambivalenzen sehen. Ich plädiere dafür, sie als Erfahrungen zu verstehen und zu umschreiben. So lassen sie sich als situatives Erleben und als Elemente individuellen und kollektiven Lernens und Wissens verstehen, das von Generation zu Generation weitergegeben werden und kultiviert werden kann – kontextuell mitbestimmt durch die jeweiligen Machtverhältnisse. Ambivalenzen provozieren unter Umständen Angst, Abwehr und Verleugnung. Eine weitere wichtige Einsicht lautet: Ambivalenzen können ihrerseits Ambivalenzen generieren. Konstitutiv für das vorgeschlagene systematische Verständnis von Ambivalenz ist somit der Fokus auf „Polaritäten“ und „Differenzen“. Weiter-

hin konstitutiv ist die Betonung des dynamischen Verhältnisses zwischen Gegensätzen im Sinne einer „offenen Dialektik“. Auf diese Weise richtet sich das Augenmerk theoretisch und empirisch auf die komplexen zeitlichen Aspekte von Ambivalenz, zu denen ein Hin und Her, ein Vor und Zurück, ein Innehalten, Zaudern und Zögern sowie ein *reculer pour mieux sauter* (ein Zurückweichen, um besser springen zu können) gehören können – alles Modi von Zeitlichkeit, die in der Literatur dargestellt werden. In Anlehnung an das Englische und die romanischen Sprachen bietet sich zur Kennzeichnung dieser komplexen Dynamik der Begriff „Vaszillieren“ an.

**Ambivalenz-
erfahrungen
machen wir vor
allem in sozialen
Beziehungen.**

Ob, in welcher Weise, aus welchen Anlässen, in welchen Kontexten und mit welchen Konsequenzen dies tatsächlich geschieht, bedarf empirischen Forschens. Dabei kann man als eine erste – heuristische – Maxime formulieren: Die systematisch-empirische Beschäftigung mit Ambivalenzen ist besonders ertragreich in Verbindung mit der Analyse von Prozessen des Zuschreibens, Entfaltens und Entwickelns von Identitäten. Dabei denkt man vorab an die dem Einzelnen unter verschiedenen Begriffen wie Individuum, Subjekt, Selbst, Persönlichkeit zugeschriebenen Weisen seines Daseins und Lebens. Analoge Überlegungen können indessen auch für Vorstellungen kollektiver Identitäten sowie folglich für die Interdependenzen von individuellen und kollektiven Identitäten angestellt werden. Plakativ formuliert: Ambivalenzen akzentuieren Identitäten und umgekehrt: Geht es um Identitäten, können Ambivalenzen im Spiel sein. Für diese Maxime sprechen vorab die Umstände, unter denen der Begriff der Ambivalenz kreiert und dann zügig rezipiert worden ist: Makrosozial zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als in den Spannungsfeldern von Monarchie und Demokratie, Kapitalismus und Sozialismus die Popularität der Idee individueller Subjekthaftigkeit und zugleich ihre Problematisierung thematisiert wurden – mikrosozial im Bemühen um ein neues Verständnis persönlichkeits-

bezogener psychischer Krankheiten im Spannungsfeld human- und naturwissenschaftlicher Strömungen in der Medizin.

In den folgenden Jahrzehnten kam es zu einer differenzierenden, dementsprechend systematisierenden und gleichzeitig praxisbezogenen Rezeption des Konzepts in unterschiedlichen – und eben vorab identitätssensiblen – Lebensbereichen.

In den Feldern des psychiatrischen, psychoanalytischen und psychotherapeutischen Arbeitens lautet eine wichtige Maxime: Es ist angebracht und erstrebenswert, Ambivalenzerfahrungen zu akzeptieren, zu tolerieren und in einer erträglichen oder gar konstruktiven Weise damit umzugehen. In diesem Sinne haben Bleuler, Sigmund Freud und andere den Begriff erweitert. Um 1960 setzte eine soziologische Rezeption ein, die darauf abzielte, soziostrukturelle Bedingungen und Ausdrucksformen von Ambivalenzen zu umschreiben, vorab in professionellen Rollen, später auch in Generationenbeziehungen sowie in neueren Formen postmoderner Gesellschaftlichkeit und ihren (Sub-)Kulturen. In der Rezeption des Konzeptes in den Textwissenschaften, in Kunst und Musik seit den Sechzigerjahren, die vor allem über die nahe Verwandtschaft zum älteren Begriff der Ambiguität erfolgte, ist die Einsicht wichtig: Menschen werden nicht nur mit Ambivalenzen konfrontiert, sondern sie lassen sich in Wort und Schrift, in Erzählungen, Bildern, Filmen und mit Musik kreieren. Vor diesem Hintergrund kann man unschwer Beispiele nennen, wo in der theologischen Arbeit Ambivalenzerfahrungen gemacht werden, wo solche vermutet und wo sie zur Sprache gebracht werden können.

Ambivalenzen in den Feldern der Theologie

Ambivalenzerfahrungen machen wir vor allem in sozialen Beziehungen. Darunter nehmen jene zwischen den Generationen in Familie und Verwandtschaft eine besondere Stellung ein. Sie sind unkündbar, umfassend und identitätsprägend. Darum bieten sie sich zur

Idealisierung an. Sie werden oft als Inbegriff von Solidarität gelobt. Tatsächlich jedoch bestehen Spannungen zwischen intimer Nähe und reservierter Distanz, Abhängigkeit und Eigenständigkeit, Gemeinsamkeit und Verschiedenheit. In kritischen Ereignissen und an Wendepunkten, zum Beispiel beim Auszug aus dem Elternhaus, in der Großelternschaft (oder deren Ausbleiben), wenn Pflege notwendig wird oder im Blick auf das Erben und Vererben akzentuieren sich die gegenseitigen Ambivalenzerfahrungen. Schon der Umstand, dass sie in ihrer ganzen Dynamik und den oft subtilen Verästelungen sowie Empfindlichkeiten zur Sprache gebracht werden können und dürfen, kann für die Beteiligten ein erster Schritt auf der Suche nach akzeptablen Lösungen sein. Oft geht es um ein dynamisches „Sowohl-Als-Auch“ zwischen Pflichten und dem Recht auf ein eigenes Leben – ein Dilemma, das in der professionellen Beratung, dementsprechend auch der Seelsorge, oft zur Sprache kommt und von allen Beteiligten Strategien des Umgangs mit Ambivalenzen erfordert.

Für wichtige biografische Wendepunkte der Beziehungsgestaltung gibt es Rituale. Sie vermitteln zwischen Individualität und Sozialität. Darum sind die tragenden Elemente institutionell sowie durch Brauch und Sitte vorgegeben. Besonders deutlich zeigt sich dies bei der Trauung. Werte, Normen und Moral werden zelebriert, so zum Beispiel im Eheversprechen, traditionellerweise vorgetragen vom Repräsentanten der Institution. Wenig thematisiert werden in institutionell fixierten Ritualen die emotionalen und rationalen Ambivalenzen der Beteiligten angesichts hoher Erwartungen und widersprüchlichen Lebenswirklichkeiten. Deshalb gibt es heute Ansätze, diesen Ambivalenzen Rechnung zu tragen, indem Braut und Bräutigam ihr Gelöbnis in eigenen Worten formulieren. Dieser Einbezug der als Subjekte in Ritualen kann zur Identifizierung mit der Institution und der durch sie repräsentierten Gemeinschaft beitragen und zugleich persönliches Erleben und Facetten des Selbst ansprechen.

Schlüsselbegriff „Ambivalenzsensibilität“

Wer professionell Menschen in der Gestaltung ihrer Beziehungen begleitet, tut offensichtlich gut daran, seine eigene Sensibilität für Ambivalenzen zu kultivieren. Da ist zunächst die Aufgabe, Ambivalenzen überhaupt zu erkennen. Oft sind sie verdeckt. Doch Gesten und Redeweisen deuten sie an. Innehalten, Zaudern und Zögern, Zurückblicken und Neuansetzen können hellhörig machen. Nicht alle Anleitungen zur Gesprächsführung sind indessen

ambivalenzsensibel. Die eigene Überzeugung, helfen zu müssen und zu wollen, kann jedoch den Blick dafür trüben, dass es oft um ein Sowohl-als-auch, um das eine ebenso wie das andere, geht.

Indessen: Ambivalenzen sind gerade für professionelle Beziehungen kennzeichnend. Denn sie erfordern bekanntlich gleichzeitig einerseits Einfühlungsgabe, Mitfühlen, Empathie, andererseits Distanz und Rekurs auf generalisiertes Wissen und Loyalität gegenüber Institutionen. Die Strukturierung und Gestaltung dieser Spannungsfelder sind oft Thema der Supervision. Bisweilen macht es den Anschein, dass dabei das Eingeständnis von Ambivalenzen und der Austausch von Erfahrungen, wie damit umzugehen ist, zum Kern professionellen Selbstverständnisses gehört und gegen außen als eine Art Berufsgeheimnis gilt.

Das könnte mit einem weiteren Aspekt von Ambivalenzsensibilität zusammenhängen. Sie geht einher mit dem persönlichen Erleben und verweist auf das Selbst, also die eigene Subjektivität in ihren subtilsten Facetten. Es könnte sein, dass sie – in stets vaszillierenden Bewegungen – auf das „Ich“ der Person verweist, die andere begleitet und berät.

Die persönliche Ambivalenzsensibilität lässt sich kultivieren in der achtsamen Zuwendung zur Musik, zur Kunst und insbesondere der Literatur. In der Lyrik, in Erzählungen und im Feuilleton können Ambivalenzerfahrungen mannigfaltig zum Ausdruck gebracht werden. Das Vaszillierende kann nicht nur im Tatsächlichen, sondern auch im Fiktiven dargestellt und zwischen beidem wiederum changiert werden. Die Sprache birgt in sich viele semantische und pragmatische Potenziale für Ambivalentes, beispielsweise Neologismen, widersprüchliche Erzählmotive und sich überlappende Handlungsverläufe.

Das wiederum regt literaturwissenschaftliche Analysen an, beispielsweise über verschiedene Kategorien von Ambivalenzen und deren Funktion, wie das ein kürzlich erschienener Sammelband mit Studien über „Robert Walsers Ambivalenzen“ dokumentiert (Kurt Lüscher u.a., München 2018). Dieses transdisziplinäre Projekt bekräftigt eine allgemeine Einsicht, die der französische Musikwissenschaftler *Franck Ferraty* in einer Arbeit über den im Leben zwischen Homo- und Heterosexualität und im Werk zwischen dem Mondänen und dem Geistlichen vaszillierenden Komponisten *Francis Poulenc* treffend in dem Satz zusammenfasst: „A chaque ego correspond son dosage spécifique d’ambivalence“ (La musique pour piano de Francis Poulenc, 2009).



Kurt Lüscher

wurde 1935 geboren, war Professor für Soziologie an der Universität Konstanz und leitete dort bis zu seiner Emeritierung den Forschungsschwerpunkt „Gesellschaft und Familie“. Texte und weitere Literaturangaben zur Thematik dieses Beitrags können auf seiner Website abgerufen werden: www.kurtluescher.de.

Es liegt nahe, eine ambivalenzsensible Methodik auch für eine transdisziplinäre, unkonventionelle Lektüre biblischer Texte zu nutzen. Beispiele präsentiert der evangelische Berner Bibelwissenschaftler *Walter Dietrich*. Er arbeitet unter anderem heraus, dass sich biblische Gestalten und Geschehnisse durchaus auch als ambivalent und dementsprechend als authentisch verstehen lassen. Dietrich kann zeigen, dass sich idealtypische soziologische Umschreibungen des Umgangs mit Ambivalenzen auf die Dynamik der inneren und äußeren Beziehungen des Volkes Israel anwenden lassen. Von grundlegender Bedeutung ist die Erkenntnis, dass es in der Exegese alttestamentlicher Texte die Möglichkeit gibt, sich nicht so sehr von dogmatischen oder auch forschungsgeschichtlichen Vorgaben leiten zu lassen als auf Ambivalenzen in der biblischen Dar-

stellung von Personen und Vorgängen zu achten. Das macht die Wahrnehmung dieser unerschöpflichen Texte reicher.

Tatsächlich ist das Eingeständnis und dementsprechend das Zur-Sprache-Bringen von Ambivalenz eine starke Herausforderung für dogmatisches Denken und Argumentieren. Das zeigt sich in jüngster Zeit in den durch die römische Familiensynode angestoßenen Debatten über „Gradualität“. Ist diese ursprünglich mittelalterliche Denkfigur in ihrer aktuellen Rezeption geeignet, argumentative Brücken zwischen Dogma und Pastoral zu bauen? Ist sie darin einem elaborierten Verständnis von Ambivalenz verwandt, das, wie gezeigt, nicht einfach gleichbedeutend mit Mehrdeutigkeit und Beliebigkeit ist? Dafür spricht die Orientierung am prozessualen Denken. Allerdings ist das Zeitverständnis

von Gradualität linear, wohingegen der Begriff des Vaszillierens das heutzutage durch die vielen Medien weitgefächerte und widersprüchliche Zeiterleben der Menschen besser erfasst.

Die Frage schließlich, worin die menschliche Fähigkeit angelegt ist, Ambivalenzen zu erleben, sie situativ zur Sprache zu bedingen, sie zu bedenken, zu gestalten und so schließlich Identitäten zu begründen, führt zur Einsicht in die Unergründlichkeit des Menschen, die in der philosophischen Anthropologie von *Helmut Plessner* in der Denkfigur des *homo absconditus* zum Ausdruck kommt. Die Beziehung zu jener des *deus absconditus* ist offensichtlich. Dies könnte ein Grund sein – im Blick sowohl auf die Lebenspraxis als auch die Theologie –, die Tragweite des Ambivalenten transdisziplinär weiter zu erkunden. ■